



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

P., A.: Studiosus Müller

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Werke „den brennenden Schmerz noch blutender Wunden.“ Eben darum muß das Andenken an diesen Dichterkämpfer in den Annalen unsrer nationalen Geschichte unauslöschlich verzeichnet sein, und wenn er Zeit seines Lebens mit Neid auf des Schotten Schicksal sah, den sein Volk vergötterte und mit Ehren überhäufte, weil er ihre Vergangenheit poetisch verklärt hatte, so mag die hundertste Wiederkehr seines Geburtstags Preußen und Deutschland an seine Pflicht diesem Dichter gegenüber erinnern. Erfreulicherweise wird das Gefühl für diese Ehrensache des Vaterlands in weitem Kreise der Besten unsers Volkes wieder wach. Der jüngst erlassene Aufruf, zu Ehren Görings in seinem letzten Wohnort Arnstadt ein Denkmal zu errichten, spricht dafür. Aber auch das Volk hat ihn nicht ganz vergessen; an den Wachtfeuern des Feldlagers klang 1870 aus dem Munde unsrer märkischen Jungen voller Lust das echte Volkslied Wilibalds Fridericus Rex, und noch heute singt man es in den Kasernenstuben.

In ihrem ganzen Bestande werden seine Werke schwerlich die Zukunft überdauern. Darum ist nichts herzlicher zu wünschen, als daß, was schon Gustav Freytag forderte, sich ein Mann fände, der das Beste aus Alexis märkischen Geschichten zu einem echten Volksbuche zusammenstellte.

Otto Eschirch



Studiosus Müller



r hieß in Wirklichkeit anders, aber ich nenne ihn so, weil ich nicht weiß, ob nicht noch Verwandte von ihm leben, denen etwas in diesen Mitteilungen unlieb sein könnte. Sie aber deswegen ganz zu unterlassen wäre schade gewesen, da sie von einer sehr originellen Persönlichkeit handeln.

Wir lernten uns vor beinahe vierzig Jahren in Erlangen kennen, in derselben Verbindung; er war Brandsuchs, als ich einsprang. Es war eine Burschenschaft. Er war Burschenschafter aus Überzeugung und nach lange vorher gefaßtem Entschluß, und er war dorthin gekommen, weil es nur in Süddeutschland wirkliche Burschenschaften gäbe; ich wollte eigentlich zum Korps, änderte aber meinen Entschluß infolge äußerer Umstände, hauptsächlich auch, weil ich von ihm gekittet wurde, und löste später mein Verhältnis zu der Burschenschaft.

Wir waren Landsleute. Sein Vater war hannoverscher Offizier, Stadtkommandant in einer kleinen Garnison, sein Bruder war Leutnant; mit beiden stand er schon als Gymnasiast in einem andauernden Standes- und Prinzipienkampfe, weil er nicht Offizier werden, sondern studiren wollte. Seine Familie war konservativ, er Demokrat, und zwar blutroter. Hannover unter Georg V. und seinem Minister von Borries galt damals (1860) als der Sitz der strengsten Reaktion, gegen die mein Freund schon als Junge alle Register zog. Unter seinen Mitschülern spielte er die Rolle des Volksfreundes, der er seine Standesvorurteile und Ansprüche zum Opfer gebracht hätte, und er that sich darauf viel zu gute. Jurist konnte man mit seiner Gesinnung nach seiner Auffassung in seinem engern Vaterlande nicht

werden, zum Mediziner fehlte ihm die Natur, zum Philologen war er nicht gelehrt genug, so studierte er Theologie, aber die Theologie kümmerte ihn am wenigsten; im Grunde studierte er nur Burschenschaft, um die Zukunft machte er sich keine Sorge, er hatte ja noch viele Semester Zeit. In dieser Verfassung lernte ich Studiosus Müller kennen.

In der Burschenschaft war er gut gelitten, nicht nur um seines außergewöhnlichen Unterhaltungstalents willen, sondern auch weil er als ein Opfer seiner Überzeugung angesehen wurde und gern zum besten gab, daß er mit seiner Familie so gut wie zerfallen sei. Man stand damals in der Zeit der großen Schützen- und Sängervereine und des Gothaischen Nationalvereins, und Studiosus Müller lebte der Überzeugung, daß die Burschenschaft mindestens ein ebenso wichtiges Hilfsmittel zur Bewerkstelligung der deutschen Einheit sei, und daß es die Hauptaufgabe des deutschen Studenten sei, dieser Meinung Anhänger zu gewinnen. Die Vorstellung von der Bedeutung eines deutschen Burschenschaftlers hatte sich in seinem Kopfe zu einer so schwindelerregenden Höhe emporgeschraubt, daß nicht nur ihm selbst nichts darüber ging, sondern daß er sich auch einredete, allen andern Menschen ginge es ebenso, sie wagten es nur nicht laut zu sagen. Daß der Offizier den Studenten im Grunde seiner Seele beneidete, daß der Korpsstudent „eigentlich“ am liebsten Burschenschaftler wäre, wenn er nur dürfte, daß die ganze öffentliche Meinung einen Studenten und einen Burschenschaftler und einen Demokraten, wenn sich alles das in einer Person glücklich zusammengefunden hätte, für das beneidenswerteste menschliche Gebilde ansähe, predigte dieser übrigens so kluge Mensch unablässig und schien auch selbst davon durchdrungen zu sein, obwohl er hundertmal Gelegenheit hatte, das Gegenteil zu erfahren. Er war fest davon überzeugt, daß wir in wenigen Jahren ein geeintes Deutschland haben würden, ohne Krieg, nur durch die zusammenstrebende Kraft des untern Volkes, zu dem er sich mitrechnete. Dieser Theorie mußte sich jede Wahrnehmung unterordnen. Die Verschiedenheit der deutschen Stämme erkannte er nicht an, die in vielen Gegenden rückständige Volksbildung noch weniger, Bornehme und Dumme galten ihm für gleichbedeutend und dem Untergange in absehbarer Zeit geweiht, jedem Widerspruch setzte er das ruhige Lächeln des innerlich Überzeugten und eine wunderschöne Wortbildung entgegen. Es war so, es mußte so sein, er hatte sich das im bittersten Wortkampf gegen seinen Vater, den Stadtkommandanten, und seinen Bruder, den Leutnant, erstritten, die wußten ihm nichts darauf zu entgegnen und verbatnen sich schließlich jede Diskussion; nun predigte er es seinen Kameraden in der Burschenschaft, die es gern anhörten, wenn sie auch öfter dazu den Kopf schüttelten und lachten, als ihm lieb war. Mochten ihn einige für einen Missionar, andre für einen Schwafler und die übrigen für verschiedenes andre halten, was zwischen diesen Stufen liegen konnte: immerhin hatte er hier einen Kreis gefunden, wo man ihm gern zuhörte, er gefiel sich also und konnte auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren.

Er liebte immer Hamburg sehr, schon weil es eine Republik war, hatte es auf seiner Rückreise aus den Ferien wieder besucht, um die Stimmung zu „sondiren“, hatte sie günstig gefunden und erzählte davon auf der Kneipe. Abends war er nach Altona hinüber vor die dänische Wache gezogen, hatte das Schleswig-Holsteinlied gesungen, bis die Schildwache sich zu seiner Verfolgung angeschickt hatte, und er in den Schutz der Republik hatte zurückflüchten müssen. War auf der Kneipe die Stimmung in spätester Stunde auf dem Höhepunkt angelangt, so gestattete man ihm, eines seiner Revolutionslieder zu singen, dessen Refrain der Chorus in die Nacht hinausbrüllte. Eines enthielt folgende erhebende Verse:

Grenzboten III 1898

Deutſchlands Fürſten ſind ja Lumpen, Lumpen, Lumpen,
 Vierunddreißig an der Zahl,
 Bei dem Juden Nothſchid thun ſie pumpen, ;:
 Das iſt wahrlich ein Skandal.
 Schmieren ihre Bäuche fette, fette, fette,
 Durch die blanken Bajonette, ;:
 Saufen alle um die Wette, ;:
 Bis ſie all der Teufel holt.

Windiſchgräß mit ſeinen Räuberbanden, Banden, Banden,
 Hat der Teufel ſchon beim Schopf,
 Aber kommt er erſt in unfre Landen, ;:
 Kriegt er welche auf den Kopf.
 Kommt er aber erſt in unfre Krallen, Krallen, Krallen,
 Wirds aus tauſend Kehlen ſchallen, ;:
 Steckt ihn in die Rattenfallen, ;:
 Dieſen Rattenfürſten ein.

Die politiſchen Beſtrebungen deſ Studioſus Müller hatten nun keine wahrnehmbaren Erfolge, deſto merkwürdiger und mannigfaltiger verlief ſein Privatleben. Inſ Kolleg ging er überhaupt nicht mehr. Daſ hatte er nur ſo lange gethan, biſ er ſämtliche Profeſſoren naturgetreu kopiren konnte, und dazu hatte er bei ſeiner erſtaunlichen Nachahmungsgabe nicht lange gebraucht. Er verfügte über eine bewundernswerte Mimik, die aus dem unbedeutendſten Vorgange einen ſchlagenden Erfolg gewinnen konnte. Er hatte ſich z. B. aus einem Hamburger Kellerladen ein paar Strohpantoffeln mitgebracht und erzählte, wie die Frau auf ſein Begehren, mit einer Handbewegung nach dem am Boden liegenden Vorrat hindeutend, nur geſagt habe: „Söken Se ſik en paar ut,“ der Vortrag, der im ganzen eine halbe Minute dauerte, war aber ſo vollendet, daß jeder, mochte er wollen oder nicht, in lautes Lachen ausbrach. Er ſchlieſ ſehr lange, weil er auch ſehr spät erſt von der Kneipe heimzukehren pflegte, der dazwiſchen liegende Tag war nicht mehr ſehr lang. Bücher hatte er damals nur zwei, ein griechiſches Neues Teſtament, weil er doch Theologe war, und eine alte Theokritauſgabe von der Schule her. Kam man auf ſein Zimmer, ſo traf man ihn, wenn er überhaupt zu Hauſe war, gewöhnlich auf dem Sofa liegend, und manchmal hatte er einſ der beiden Bücher in der Hand und behauptete, er überſetze daſ Neue Teſtament inſ Ionische oder Dorische oder den Theokrit inſ Attiſche. Wie weit daſ richtig war, konnten wir nicht entſcheiden, aber für daſ Griechiſche hatte er viel Intereſſe, und den bayriſchen Fächſen paukte er oft abends mit Kreide auf dem Kneiſtiſch die Formenlehre ein.

Gewöhnlich ſorgte daſ Leben aber noch für andre Abwechſlung. Eine Hauptbeſchäftigung waren Spriztoure und Fahrten nach Nürnberg. Damals gaſtirte dort Wachtel als „Poſtillon von Lonjumeau“ und wiederholte dieſe Rolle Tag für Tag wochenlang. Er hatte damit einen ganz unſinnigen Erfolg; die Studenten waren zum Teil außer Rand und Band, einzelne gingen tagtäglich hinüber, und unter ihnen war auch Studioſus Müller. Aber daſ war nur eine Art, den Tag hinzubringen. Bei dieſem Anlaß will ich eine hübsche Geſchichte von ihm erzählen, die ſich auch in Nürnberg zutrug, und die vorübergehend ein gewiſſes Aufſehen machte. Er hatte ſich auf einen Subſkriptionſball einführen laſſen und unter anderm eine Françaife mit einer geſeierten Ballerſcheinung erlangt, der er vielleicht nicht ſehr genehm war, denn er tanzte nicht beſonderſ gut. Bei einer Figur, wo Dame und Herr nach vorhergegangner Trennung einander wieder die Hand zu reichen hatten, hielt dieſe Dame ihrem Tänzer ſtatt deſſen ihren Fächer

hin, und er mußte sich begnügen, dessen Spitze mit seiner Hand zu berühren. Das geschah einigemal, dann kam ihm aber einer seiner Einfälle. Die Dame kommt wieder, die Fächerspitze hebt sich, ihr nähert sich nun aber in der Hand des Studiosus Müller der blitzschnell aus der Tasche gezogene große Hauschlüssel! Flugs verschwindet erst der Fächer, dann der Schlüssel in die entgegengesetzte Hand, und die beiden andern Hände nähern sich einander süßsam und freundlich, wie es Stil ist. Über die Methode des Studiosus Müller aber sagte ein zuständiger Beurteiler: „Es war nicht fein, aber gut.“

Daß solches Leben viel Geld erforderte, ist ebenso gewiß, wie daß der Studentenwechsel seine Grenzen hat. Mit dem feinigem versuhr Studiosus Müller auf eine eigentümliche Weise. Hatte er Geld bekommen, so nannte er das: der alte Müller hat wieder den Strumpf gefüllt. Der „alte Müller“ war sein Vater, den er nie anders bezeichnete. Das Geld aber that er, nachdem er es in lauter einzelne Silbergulden umgesetzt hatte, in einen Strumpf, den er, zusammengebrehet wie eine Wurst, schmunzelnd zeigte, so lange er noch viel enthielt, und aus dem er ohne Zählen und Bedenken nahm, bis er an die Behenspitze gelangte; dann erst fing er an zu zählen und zu rechnen, aber es nuzte nicht mehr viel. Kredit hatte er längst überall, wo es anging, in Anspruch genommen, er mußte nun auf Mittel bedacht sein, seine Ausgaben zu beschränken. In dieser Not fing er an, für sich selbst zu kochen, auf Spiritus, und alsbald fand er seine Diners nicht nur billiger und besser als bisher, sondern auch insofern zweckmäßig, als ihm die Vorbereitungen dazu von einem großen Teil seiner überflüssigen Zeit befreiten. Seine Kochkunst aber fand Beachtung, er sorgte selbst dafür durch launige Berichte, und bald traf er die Einrichtung, daß ein oder zwei Wißbegierige an seiner Küche zum Selbstkostenpreise, wie er sagte, dann und wann teilnehmen konnten. Auf die Länge sagte es keinem zu, aber einmal probiren wollte es fast jeder. Einst war ein angesehenener junger Philister da zum Besuch, und beim Frühshoppen kam auch die Rede auf Müllers Küche. „Darf ich dich vielleicht zum Diner einladen, noch ist es Zeit. Du bekommst englisches Beefsteak, geröstete Kartoffeln und Salat, vorher eine Bieruppe, genügt dir das?“ Gesagt, gethan. Der Gast stellte sich ein und hatte noch einen Teil der Zubereitung mit anzusehen, die Speisen wurden, wie gewöhnlich, direkt vom Feuer und aus den Kochgefäßen genossen, das Menü wäre vorzüglich gewesen, und alles hätte geklappt, erzählte uns nachher Studiosus Müller. Aber einen Scherz mit dem feinen Kostgänger hatte er sich doch nicht versagen können. „Wie gefällt dir der Salat?“ — Nun vortrefflich. — „Ja, den ziehe ich selbst . . .“ — Was, du? — „Ja, sieh dort zum Fenster hinaus, auf dem Hofe (er zeigte auf einen kleinen grünen Gras- oder Krautfleck), da neben dem Häuschen (es war eine unangenehme Nähe) wächst er am besten.“ Der einigermaßen betroffene Gast beruhigte sich erst wieder, als er sich überzeugt hatte, daß diese Salatkultur eine von Studiosus Müllers Ausschneidereien war.

Über dieses Talent an ihm ließe sich ein kleines Buch schreiben. Es beruhte zunächst auf einer gewissen Anlage zur Selbsttäuschung; wie er die Sache gern haben wollte, so sah er sie, sodaß selbst seine besten Freunde darin einige waren, er könne gar nicht anders als übertreiben. Weil ihm aber außerdem eine ungewöhnliche Mitteilungsgabe zur Verfügung stand, mit der er beinahe jedermann fesseln konnte, so begab er sich dann auch mit Absicht tiefer in das Reich der Dichtung und hatte seine Freude dran, wenn seine Zuhörer seinen abenteuerlichen Erzählungen Glauben zu schenken schienen. Der Verkehr zwischen Nord und Süd war damals bei weitem noch nicht so gefördert wie jetzt, namentlich bayrische

Studenten kamen ſelten nach dem Norden, und ſich gar nach Berlin zu begeben ſah mancher für ein Wagnis an. Von Studioſus Müllers Heimatsgegend aber, den Mündungen der Elbe und Weſer, der großen Stadt Hamburg uſw. wußten die bayriſchen Fächſe nichts, und wenn er dann das in ſeinen Berichten ganz allmählich und leiſe mit Schleſwig-Holſtein, Dänemark oder England zuſammenfließen ließ, als lägen die ihm gewiſſermaßen vor der Thür, wenn er dazu die fabelhafteſten Dinge erzählte und dazwiſchen wieder, damit nicht der Argwohn wach würde, die Erzählung treuherzig zu ganz trivialen Dingen zurückkehrte: dann lauſchte noch lange nach Mitternacht zuletzt eine kleine Tafelrunde ſeinen Reden, und wenn er eine Pauſe machte, hörte man auch wohl einen Ausruf, der wie ein Seufzer aus dem Innern drang: „Weiße Gott, da möcht ich auch mal hin.“ Andremale kam es vor, daß Einzelne ſich einen beſtimmten Abſchnitt aus Studioſus Müllers reichem Repertoire ausbaten: den Robbenfang in der Nordſee, die Waſfiſchfaher, Erinnerungen aus 1848 oder Kämpfe zwiſchen Schmugglern und Zollbeamten. Ein alter Herr zog ihn einmal vertraulich in eine Ecke der Kneipe, forderte etwas über Hamburg und bekam folgende Einleitung. „Weiße, wennſte viele viele Meilen nach Norden gehſt und ſiehſt ne große Stadt und viel Waſſer und en Wald von Mäſchte Maſten; das Idiomaſiſche ſollte Vertrauen erwecken und ſeine Glaubwürdigkeit als Erzähler erhöhen), dann kannſt man glauben, das iſt Hamburg.“ Weiter kam er aber nicht, ſchallendes Gelächter der Übrigen, die unbemerkt zugehört hatten, hatte die zum Fortſetzen erforderliche Stimmung für dieſmal zerſtört.

Der Abzug des Studioſus Müller von ſeiner erſten Univerſität ſteht mir als ein ziemlich trübſeliger Vorgang in der Erinnerung. Er hatte nirgends mehr Kredit und mußte ſein Daſein zuletzt recht kümmerlich friſten. Auch mit der Erlangung der Fleißzeugniſſe hatte es einige Schwierigkeit. Sein Humor verliefß ihn aber auch da nicht. Sein Teſtirbüchlein war in einem grauenhaften äußern Zuſtande. „Wäſchſt du dir nicht bißweilen mal die Hände,“ fragte ein Kamerad, als er es einmal wieder auf dem Kneiptiſch liegen ſah. „D ja, lautete ſofort die Antwort, ich waſche ſie mir wohl, aber die Profefſoren waſchen ſie ſich nicht, und die Profefſorenjungen haben manchmal einen ungewaſchnen Mund.“ Der Betreffende war nämlich der Sohn eines Profefſors. Darnach verging über ein Jahr, bis wir uns wiederſahen, es war auf unſrer Landesuniverſität Göttingen.

Hier war er mit ſeinem Hauptinterreſſe ziemlich kalt geſtellt. Für ſeine poliſtiſchen Predigten fand er kein Publikum, was ſich damals in Schleſwig-Holſtein vollzog (1863/64), konnte er unmöglich als einen Anfang zur deutſchen Einheit in ſeinem Sinne anſehen, und die Studentenverſammlungen, die ab und zu abgehalten wurden, kamen ihm ſelbſt etwas komiſch vor. Trotzdem blieb er der Anſicht, daß das höchſte Interreſſe des deutſchen Studenten das poliſtiſche ſein müſſe, und ſein Poliſtiſiren ging allmählich in eine zweckloſe, langweiltige, philoſoſiſche Kannegießerei über, ſodaß wohlmeinende Freunde ihm ein über das andre mal ſagten: Menſch, du ſorgſt doch am beſten für dein Vaterland dadurch, daß du endlich einmal etwas ordentliches lernſt.

Hiermit hatte es aber zunächſt noch gute Wege. Daß er ein Fachkolleg bis zu Ende gehört hätte, glaube ich nicht, nachmachen aber konnte er ſeine Profefſoren wieder alle, wie früher, ſofern ſie ihm der Mühe wert ſchienen. Er trieb allerlei, was er nicht brauchte, z. B. Arabiſch, verfaßte eine deutſche Präpoſitionenlehre für Soldaten, aus der ich mich eines Sages erinnere: Die Präpoſition bei regiert den Dativ. Zwei Ausnahmen: Er kommt beiß ſoundſowielte Regiment, und Karoline komm bei mich. Auch fiel er in einer Muſterkatecheſe, die er vor Volkſchülern

halten sollte, durch, was er höchst komisch beschrieb. Während er den „Ort seiner Schande,“ wie er das Gebäude nun nannte, meiden konnte, begegneten ihm doch als lebendige Zeugnisse derselben noch oftmals die sichernden Jungen. Der Bestand seiner Bibliothek hatte sich nur unerheblich vermehrt. Statt dessen hatte er sich in seinen zwei geräumigen Zimmern in einem Hinterhause hoch oben mit dem Blick auf schräg abfallende Dächer eine ganze kleine Menagerie eingerichtet. Duerdurch gespannt war ein dickes Seil, bis zu einem Bienenkorb, der einer weißen Ratte als Wohnung diente, auf dem Seile machte sie ihre Promenade. Ein gänzlich gezähmtes Eichhörnchen hatte unbeschränkten Zutritt, entwich auch über die Dächer und sprang dann oft mitten in der Nacht Einlaß begehrend an die Fensterscheiben. In einem Vogelbauer saß eine Partie Mäuse, die etwas thaten, was er tanzen nannte. Verschiedne Vögel, darunter eine Elster, saßen im Bauer oder frei im Zimmer auf Stöcken. Daß die Versorgung und Abrichtung dieser ganzen Gesellschaft, denn jedes Tier konnte irgend etwas besondres, Zeit in Anspruch nahm, läßt sich denken. Aber der Besitzer dieser Wundertiere wurde dadurch außerdem zu einer populären Persönlichkeit und fand überall in den allgemeinen Studentenkneipen die seinem Unterhaltungsbedürfnis erwünschte Ansprache. Es ging ihm nun als Erzähler bisweilen ebenso, wie einst auf der Erlanger Kneipe, nur der Gegenstand des Vortrags hatte gewechselt, statt Politik und Reisebeschreibung war diese Menagerie der Mittelpunkt geworden. Einer begann ihn zu fragen nach einem seiner Tiere, andre nahmen die Frage auf, der Vortrag begann, und sofort hatte sich eine Korona gebildet, die der Lust des Erzählers Flügel lieh. „Wie haben Sie das nur angefangen, daß Sie Mäuse zum Tanzen brachten?“ „Nichts einfacher als das. Ich stand eines Tags vor meinem Mäusekäfig und klopfte auf meine Schnupftabaksdose (er schnupfte nämlich und sammelte Dosen), da fuhren sie vor Schreck in die Höhe. Darauf baute ich meinen Plan. Ich klopfte und ließ sie springen, schnell und langsam, im Takt, wie ich wollte, und jetzt hab ichs soweit gebracht, daß ich nur den Takt zu pfeifen brauche, da tanzen sie schon.“

Inzwischen kam die Zeit des Examens heran, dafür mußte zunächst eine Predigt eingeliefert werden. Das war jedenfalls das größte zusammenhängende Werk, zu dem sich Studiofus Müller jemals gerüstet hatte, und es geschah mit umständlicher Vorsorge. Wer ihn in den Tagen, wo er an seiner Predigt arbeitete, besuchte und Einlaß fand, der traf ihn im Unterbeinkleid und vor weißen niedergelassenen Mouton sitzend, jeder störende Eindruck und jede Versuchung mußte abgewehrt werden. Auf einem Nebentische stand eine Batterie Flaschen, kalten Kaffee enthaltend, mit dessen Genuß die Pausen zwischen den Mahlzeiten, die er sich aus dem Zimmer kommen ließ, ausgefüllt wurden. So mußte die Arbeit wohl gedeihen. Über ihren speziellen Erfolg habe ich nichts mehr gehört, ich weiß nur, daß ihr Verfasser überhaupt ein erstes theologisches Examen bestand, von seiner ihm angeborenen Klugheit also schließlich nicht im Stiche gelassen worden ist. Er war gewiß manchem überlegen, der mehr Kenntnisse hatte als er. Einer seiner Mitkandidaten, ein ehemaliger Schulfreund, besuchte ihn bisweilen, um allerlei Unterhaltung mit ihm zu pflegen über die beiderseitige Vorbereitung, es war ein sogenanntes Dohs-genie, das sich nebenbei auch vergewissern wollte, ob ihm noch irgend etwas zum Heil seiner Seele auf den wichtigen Tag fehle. Da kam er aber gut an. Studiofus Müller hatte nur einmal auf einem theologischen Gebiete Quellenstudien gemacht, wie er es nannte. In Hannover sollte zu jener Zeit ein strengerer lutherischer Katechismus eingeführt werden, es kam zu einer Volksbewegung dagegen, die sich allabendlich in Zusammenrottungen kund gab. Eines Tags war Studiofus

Müller von Göttingen nach Hannover gefahren und hatte das Glück gehabt, noch an demselben Abend eine Hauptrevolte mit Fenstereinwerfen und Verhaftungen mit zu erleben, sodaß er ganz erfüllt von seinen Eindrücken nach Göttingen zurückkehrte und wochenlang auf das ergößlichste von seinen Quellenstudien zu erzählen wußte. Einmal nun, als er mit besagtem Mitkandidaten Examensfragen tauschte, fragte er ihn, ob er denn wisse, woher der Katechismusstreit gekommen sei, er wisse das zufällig. Ach, meinte der andre, das seien wohl die Schnurren der sogenannten Quellenstudien. „Nein, bewahre, antwortet Müller mit dem ernsthaftesten Gesichte, nach den äußern Krakehlen fragt ja natürlich keine Prüfungskommission, aber die innere Vorgeschichte einer Bewegung, auf die kommt es an.“ Und nun setzte er dem andern auseinander, im Lüneburger Katechismus hätte im siebenten Abschnitt von den Pflichten eine Anmerkung gestanden: Hier habe der Lehrer die Kinder darauf hinzuweisen, daß sie die Apfelbäume auf der großen Lüneburger Chaussee in Ruhe lassen sollten — die Anmerkung hätten die Lüneburger nicht aufgeben wollen, und die Stadthannoveraner hätten sie sich nicht ausdrängen lassen wollen, weil sie keine Apfelbäume auf der Chaussee hätten; so sei das Konsistorium auf den unglücklichen Gedanken eines neuen gemeinsamen Katechismus gekommen, und da sei der Streit erst recht losgegangen. Ein andermal, als er seinen Mitkandidaten erwartete, legte er ein etwa hundertundfünfzig Jahre altes, vierbändiges Werk über holländische Missionen in China mit vielen schnurrigen Holzschnitten, das er sich auf einer Auktion erstanden hatte, so zurecht, daß des andern Blick darauf fallen mußte, und dann setzte er diesem auf das glaubwürdigste auseinander, daß Missionsgeschichte ein sehr wichtiger Prüfungsgegenstand sei, und daß man am letzten Termin gerade auf diese holländischen Missionen in China am meisten Nachdruck gelegt habe. Ganz erschrocken, so erzählte er mir, hätte dann der andre gebeten: „Ach könntest du mir das Werk wohl auf einige Tage leihen?“

Dieses war so ziemlich die letzte Mitteilung, die ich von Studiofus Müller direkt erhalten habe. Wir haben uns nie wieder gesehen. Ich bekam indessen öfter Nachrichten über ihn. Eine Zeit lang unterrichtete er an einer Schule, und das machte er ausgezeichnet. Ich erinnere mich, daß er schon früher oft darüber gescholten hatte, daß jedes grammatische Beispiel im lateinischen Unterricht aus der alten Geschichte genommen würde, und in jedem Extemporale wenigstens einmal Cäsar vorkäme. Man müßte Fälle aus dem heutigen Leben nehmen, das mache den Jungen Lust. Ähnlich trieb ers nun wirklich (man denke an seine Sprachlehre für Soldaten); die Vorgesetzten hätten ein wenig dazu den Kopf geschüttelt, aber die Jungen wären für ihn durchs Feuer gegangen. Ich bin übrigens durchaus überzeugt, daß er mit seinen Schulkenntnissen und seiner großen Klugheit den Lehrstoff der untern Klassen ohne weiteres bezwingen konnte. Dagegen hätte ich nicht zu sagen gewußt, wo er sich eigentlich theologische Kenntnisse gesammelt haben sollte. Aber den Weg ins Pfarramt fand er dennoch später, und eine Todesanzeige, die ich vor vielen Jahren las, ließ in ihrer ganzen Fassung, wie mir schien, erkennen, daß sein Wirken darin für ihn und auch für andre befriedigend gewesen sein muß.

U. P.

